

arlesheimreloaded

Engelberger und Weber auf Bergtour

Von Manfred Messmer



Mitte November letzten Jahres habe ich hier zur Zukunft des Gesundheitswesens in der Nordwestschweiz Folgendes geschrieben: «Will Basel, will die Region mithalten, muss man auf zwei Feldern zulegen: bei der Strategie und in der Politik.» Und weiter: «Die politische

Konstellation für die praktische Umsetzung gemeinsamer Interessen war noch selten so günstig. Die Fusionsfrage ist geklärt und mit Lukas Engelberger in der Stadt und Thomas Weber auf dem Land sind zwei unaufgeregte Charaktere im Amt. Und beiden bleiben noch genügend Regierungsjahre, um gemeinsam dicke Bretter zu bohren. Sollten sie die Chance packen, könnten sie in ein paar Jahren ihren Nachfolgern ein Jahrhundertwerk übergeben. Die beiden sollten nächstes Frühjahr zu einer gemeinsamen Bergtour aufbrechen. Weil die Chemie, wie wir in Basel wissen, matchentscheidend ist.»

Nun scheint es so, dass sich die beiden Gesundheitsdirektoren nicht bloss zu einer Bergwanderung aufgemacht, sondern gleich einen Viertausender bestiegen haben. Auch wenn Herr Engelberger betont, man habe erst das Basislager erreicht. Doch was die beiden Regierungsräte von Basel-Stadt und Baselland am Montag in Münchenstein geschildert haben, ist die Sicht vom Gipfel übers weite Land. Auch wenn die sofort herbeigeeilten Berufspessimisten bereits übergrösse Fragezeichen setzen, den politischen Mut, ausgerechnet diesen Berg zu besteigen, kann man ihnen nicht absprechen.

Ironie des Baselbieter Politlebens: Mit Thomas Weber ist es bereits das zweite Mal, dass ein SVP-Regierungsrat sich anschickt, die Weichen in der Spitalstrategie seines Kantons neu zu stellen. Es war Erich Straumann, der Bauer aus dem Oberbaselbiet, dem man deswegen wenig zutraute, der im entscheidenden Moment nicht rumzauderte. Straumann setzte sich durch und das UKBB konnte auf dem Areal der ehemaligen Frauenklinik in Basel gebaut werden. Gegen grossen Widerstand im Landkanton versteht sich, weil mit diesem Entscheid das Schicksal der Kinderklinik auf dem Bruderholz besiegelt war. Dem Gesinnungswandel war eine Straumann-typische Episode vorausgegangen: Der SVP-Magistrat hatte sich kurzerhand ins Auto gesetzt, fuhr ohne Begleitung von Chefbeamten nach Basel und liess sich von der Projektkommission ausführlich informieren. «Der hat einfach mal zugehört», erzählte mir Jahre später einer der Teilnehmer an dieser denkwürdigen Sitzung. «Und dann hat er gesagt: machen wir.»

Erfolg in der Politik hat weniger mit guten Ideen, vollen Kassen oder geschliffener Rhetorik zu tun. Das Entscheidende ist, den richtigen Moment zu erwischen. Oder überhaupt zu erkennen, dass sich da der richtige Moment auftut, um die Dinge, die festgefahren sind, wieder in Bewegung zu bringen. Dinge wie das staatsbudgetfressende Gesundheitswesen, wo alle wissen, dass man endlich vorwärtskommen muss, aber keiner den Schneid hat, Hand anzulegen.

Ich weiss nicht, wie sich diese Spitalgeschichte nach dem heftigen Auftakt gestern weiterentwickeln wird. Mit Widerstand in der Stadt und auf dem Land war zu rechnen. Dabei ist es völlig egal, welches Argument diesen Widerstand nährt. Ist es nicht das eine, ist es halt was anderes. Deshalb gilt: Für eine Idee, von der man überzeugt ist, muss man als Regierungsrat unter Umständen sein Amt in die Waagschale werfen und kämpfen. Deshalb nichtsdestotrotz (Selbstzitat): «Ich bin Optimist.»

Im Gespräch: Xherdan Shaqiri

Die zweifelhafte Kunst des Eigentors

Von Michael Bahnerth

Dies ist die Geschichte eines Halbgottes, der sich seit vorgestern definitiv selbst aus dem Olymp kickt. Vorgestern traf Xherdan Shaqiri (23), der Schweizer Fussballer mit kosovarischen Wurzeln, vor seinem Anwesen in Kosovo den Imam von Pristina, Shefqet Krasniqi. Das Haus hat eine Auffahrt, so gross wie drei Strafräume, und die beiden stehen da, schütteln sich vertraut die Hände und lächeln wie nach einem Vertragsabschluss. Nun ist Krasniqi einer, der Mutter Teresa den Tod wünscht, islamische Frauen lieber tot sieht als einen Katholiken heiraten, generell gerne Hass predigt und findet, die Tore der Toleranz gegenüber Andersdenkenden gehören zugemauert. Das Problem ist, dass Shaqiri sich nicht nur nichts dabei gedacht hat, sondern auch nicht wusste, in welcher Liga der Imam so spielt. Vielleicht dachte Shaq auch, der Krasniqi ist ja wie ein Trainer, da stell ich mich lieber mal gut mit dem. Auf alle Fälle «stand er plötzlich da, der Imam, und wollte Foto mit mir». Gesagt haben soll der Imam: «Die Wahrung der religiösen Werte ist unabhängig von deinem weltweiten Erfolg unerlässlich.»

Das ist natürlich Blabla, und man fragt sich zwei Dinge: Tritt Shaq neuerdings nicht nur in Abseits-, sondern auch in Propagandafallen? Und in welcher Welt der Imam lebt, wenn er Shaqiri

«weltweiten Erfolg» attestiert. Shaqiri ist ein Fussballer, der in Basel zum Halbgott wurde, es in München nicht zum Gott schaffte und in Mailand gerade auf die Tribüne ausgewechselt wird.

Nicht, dass er sich selbst zum Halbgott ernannt hätte, das waren seine Anhänger, aber sie schrien ihm diesen Status so lange zu, bis er anfang, selbst daran zu glauben. Gerne würde man zu Shaqs Verteidigung sagen, dass er ein bisschen und ganz am Rande zu den «intelligenten» Fussballern zählt, aber na ja. Dass er halt nett ist und naiv und mit jedem ein Foto machen



Dummheit schützt vor Strafe nicht. Xherdan Shaqiri (links) mit Imam Krasniqi. Foto Facebook

würde, «weil, isch Ehresache, gehört zu Profi», mit Gushti aus dem Gundeli und Ismail von der IS, weil, wie er auf seiner Facebook-Seite schreibt, «ich nicht jeden Fan, der ein Foto machen will, auf seinen Charakter und seine Vorstrafen überprüfen kann». Ja, Shaq, alles klar, trotzdem Verwarnung von, weil, weisch, Dummheit schützt vor Strafe nicht. Und es ist halt schon noch ein Unterschied, ob man für Coca-Cola lächelt oder für einen Vertreter des radikalen Islams. Okay, trotzdem Schwamm drüber, das ist einfach dumm gelaufen, das mit dem Imam-Foto, kann ja mal passieren, du bist das Opfer, nicht der Täter: Birne gefüllt wie Ball trifft pressegeilen Imam, so was. Wirklich okay, weil du wirst ja für dein Gekicke bezahlt, nicht für dein Gehirn. Wenn natürlich grad beides nicht optimal läuft, hast du ein grösseres Problem. Wie jetzt halt. Also, Shaq. Wenn wieder einer kommt mit so einem weissen Hut auf dem Kopf, der aussieht wie ein Ball, der nicht aussieht wie ein Ball, dann geh jemanden fragen, weil fragen ist grundsätzlich intelligent, den Coach, den Trainer, den Bruder, die Putzfrau. Und wenn keiner da ist, dann guck wenigstens nicht so in die Kamera, als ob du Fussballer des Jahres geworden bist oder ein paar Jungfrauen versprochen bekommen hast. Sonst bleibst du für immer ein Mensch, dessen zweifelhafte Kunst es ist, Eigentore zu schiessen.

Das Judentum in Deutschland

Das reinste Paradoxon

Von Philipp Piatov

«Wir sind Juden!», brüllte ich über den ganzen Spielplatz. Meine Freundin schaute sich um und schüttelte den Kopf. Nichts war geschehen. «Wir sind Juuden!», brüllten wir nun beide und warteten auf eine Reaktion. Ich weiss nicht mehr, was wir mit unseren fünf Jahren erwarteten, aber anscheinend mehr als harmonisches Vogelgezwitscher. Schliesslich waren wir Juden in Deutschland, irgendwas musste einfach passieren. Plötzlich sahen wir in der Ferne einen Mann mit Glatze, der seelenruhig auf den Spielplatz zukam. Vermutlich hatte er uns nicht einmal bemerkt, aber für uns stand fest: Das war ein Nazi. Wir rannten los und blieben erst stehen, als wir ein geeignetes Versteck gefunden hatten – wir hatten es geschafft, wir waren entkommen.

In Deutschland als Jude aufzuwachen, dann noch als russischer, hatte eine durchaus paranoide Note. Meine Eltern kannten das Land nicht, in das sie mit mir ausgewandert waren, und konnten mir auch nicht erklären, wie es funktionierte. Also musste ich selbst herausfinden, ob und wie das Judentum nach Deutschland passte und was es überhaupt bedeutete, jüdisch zu sein. Als brave Sowjets hatten meine Eltern auch von Religion keine Ahnung. Opium des Volkes, Sie erinnern sich.

Rolle neu definieren

Jüdischsein setzte sich für mich aus zwei Teilen zusammen. Zunächst dem wöchentlichen Synagogenbesuch meiner Oma, die mich – solange sie konnte – gerne mitnahm, um mich all ihren Freundinnen und dem Rabbi vorzuführen, mit meinen Schulleistungen anzugeben oder mir immer und immer wieder zu erzählen, dass sie jedes Jahr an Pessach 300 Matzknödel machte. Ich hasste diese Besuche und tat alles, um mich davor zu drücken.

Das Zweite, was ich mit dem Judentum verband, waren die vielen Berühmtheiten mit jüdischer Herkunft. Als russischer Einwanderer gehörte ich einer nicht allzu privilegierten Gruppe der deutschen Gesellschaft an. Da tat es gut, dass es eine Gruppe von Menschen war, zu der man irgendwie dazugehörte und der trotz ihrer geringen Zahl so viel Grossartiges gelang. Es ging

so weit, dass ich bei jeder berühmten Persönlichkeit nachschaute, ob sie denn auch jüdische Wurzeln hatte. War es der Fall, bescherte mir das einen kurzen, aber stolzen Augenblick.

Ich konnte von Holocaustfilmen, -büchern und -geschichten aller Art nicht genug bekommen. Hitler wurde zu meiner liebsten Fernsehfigur. Immer, wenn ich ihn sah, konnte ich nicht weiterschalten. Abmagerte Männer in gestreifter Häftlingskleidung – und ich klebte am Bildschirm. Ging ich in die Bibliothek, konnte man darauf wetten, dass ich mit einer Jugendgeschichte über Auschwitz, das Warschauer Getto oder den Berliner Untergrund wiederkam.

Kurz gesagt, es war das reinste Paradoxon, die eigene Rolle im neuen Deutschland zu definieren, während man eigentlich damit beschäftigt war, sich von all dem Sowjetischen zu befreien, das meine Eltern mitgebracht hatten. So wie mir ging es den meisten Juden in Deutschland. Die ein- bis zweihunderttausend von uns, die es laut Statistiken nun hierzulande gibt, kommen grösstenteils aus den Ländern der ehemaligen UdSSR. Trotz allen historischen und politischen Dilemmata haben wir uns zwar nicht assimiliert, aber grossartig in die deutsche Gesellschaft integriert. Unsere Eltern ein bisschen weniger, wir – die zweite Einwanderergeneration – jedoch einwandfrei.

Unter dem Deckmantel der Israelkritik wurden Feindbilder wieder aufgewärmt, die Erinnerungen an alte Zeiten aufkommen liessen.

Wir sahen, wie unsere Grosseltern, die in ihrer Kindheit noch Jiddisch gelernt hatten, ausgerechnet in Deutschland wieder ihre Bräuche und Traditionen aufnehmen konnten. Meine Grossmutter, eine Holocaustüberlebende, konnte zum ersten Mal in ihrem Leben legal in die Synagoge gehen. Für sie, deren Vater und Grossvater Rabbiner gewesen waren, war das die grösste Wiedergutmachung. Gerne spricht die Politik von einer Renaissance des jüdischen Lebens in Deutschland. Meine Oma könnte dem sicherlich nur zustimmen.

Gleichzeitig breitete sich in Europa ein neuartiger Antisemitismus aus. Unter dem Deckmantel der Israel-Kritik wurden Ressentiments und Feindbilder wieder aufgewärmt, die Erinnerungen an alte Zeiten aufkommen liessen. Schlagen in Israel Raketen ein, wartete die Presse auf den israelischen Gegenschlag, um anschliessend darüber zu berichten. Als Land mit nicht einmal zehn Millionen Einwohnern bekam Israel eine mediale Aufmerksamkeit, die die deutschen Juden aufhorchen liess.

Polizei blieb tatenlos

Spätestens im letzten Sommer eskalierte die Situation auf den Strassen. Als Israel als Reaktion auf den andauernden Raketenbeschuss des vor zehn Jahren geräumten Gazastreifens mit einer Militäroffensive reagierte, schwemmte das Antisemiten aller Couleur auf die Strassen. Parolen wie «Jude, Jude, feiges Schwein, komm heraus und kämpf allein» und «Hamas, Hamas! Juden ins Gas!» waren in vielen Städten Deutschlands zu hören – die Polizei blieb tatenlos. Während islamistische Mobs zusammen mit linken Aktivisten dem Judentum frönten, reagierte der deutsche Staat mit Zurückhaltung und Beschwichtigung.

Die Kommunikation ist eines der grössten Probleme der deutschen Politik. Sie spricht zu Deutschlands Juden in einem Ton, den sie selbst wohl geschichtsbewusst und verantwortungsvoll findet. Dabei merkt sie nicht, dass sie eigentlich nur zu den Holocaustüberlebenden spricht. Zum Vorhaben, eine Renaissance des deutschen Judentums zu feiern, passt das leider ganz und gar nicht. Denn die Zukunft der Juden wird ohne Überlebende der Konzentrationslager und Gettos stattfinden – diejenigen, auf die es wirklich ankommt, sind deren Enkel- und Urenkel.

Dank des islamischen Antisemitismus wurden jüdische Symbole de facto aus der Öffentlichkeit verbannt. Poller, Polizisten, israelische Sicherheitsleute und Überwachungskameras verleihen jedem Synagogenbesuch eine unheimliche Note. Das sind die akuten Probleme, die Deutschlands Juden an einer Renaissance ihrer Kultur hindert und weiterhin hindern wird. Wenn man eine jüdische Zukunft gestalten möchte, sollte man aufhören, immer nur über ihre Vergangenheit zu sprechen.

Basler Zeitung

National Zeitung und Basler Nachrichten AG
Gegründet 1842 (NZ) und 1844 (BN)Verwaltungsratspräsident und Delegierter:
Rolf Bollmann

Verleger und Chefredaktor: Markus Somm (mso)

Stv. Chefredaktor: David Thommen (-en)

Chefredaktion: Michael Bahnerth (mib), Textchef – Roland Harisberger (rh), Chef vom Dienst – Laila Abdel'Al, Assistentin

Politik: Martin Furrer (mfu), Leitung – Viviane Joyce Laissue (vj), stv. Leitung – Hansjörg Müller (hjm) – Samuel Tanner (sta)

Bundeshaus: Dominik Feusi (fi), Leitung – Daniel Ballmer (dab), Beni Gafner (bg)

Basel-Stadt: Nina Jecker (ni), Leitung – Dominik Heitz (he), stv. Leitung – Aaron Agnolozza (aag) – Nadine Brügger (nab) – Denise Dollinger (dd) – Mischa Hauswirth (hws) – Jonas Hoskyn (hys) – Franziska Laur (fl) – Martin Regensass (mar)

Baselland: Christian Keller (ck), Daniel Wahl (wah), Leitung – Boris Gyga (bgy) – Joël Hoffmann (jho) – Alexander Müller (amu) – Alessandra Paone (ale) – Dina Sambar (dis)

Thomas Dähler (td) – Thomas Gubler (Gu), Liestal

Wirtschaft: Ruedi Mäder (rm), Leitung – Patrick Gnessler (pg), stv. Leitung – Rahel Koerfgen (rak) – Kurt Tschan (kt) – Daniel Zulauf (dz) (Zürich)

Sport: Marcel Rohr (mr), Leitung – Andreas W. Schmid (aws), stv. Leitung – Oliver Gut (og) – Fabian Kern (ker) – Tilman Pauls (tip) – Dominic Willmann (dw)

Kultur: Raphael Suter (ras), Leitung – Sigfried Schibli (bli), stv. Leitung – Christoph Heim (hm), Nick Joyce (nj) – Stephan Reuter (sr) – Christine Richard (chr) – Jochen Schmid (js) – Stefan Strittmatter (mat) – Markus Wüest (mw)

Auslandskorrespondenten: Roman Arens (RA), Rom – Rudolf Balmer (RB), Paris – Sebastian Berger (brj), London – Wolfgang Drechsler (wdk), Kapstadt – Paul Flückiger (flu), Warschau – Willi Germond (wig), Bangkok – Frank Herrmann (fhw), Washington – Pierre Heumann (heu), Naher Osten – Felix Lee (flp), Peking – Benedict Neff (ben), Berlin – Thomas Roser (tro), Belgrad – Stefan Scholl (sch), Moskau – Reiner Wandler (rwa), Madrid

Meinungen und Profile: Graziella Kuhn (gku)

Kolumnisten: Claude Cueni – Thomas Cueni – David Dürr – Felix Erbacher (FE) – Allan Guggenbühl – Markus Häring – Hans-Peter Hammel (-minu) – Martin Hicklin (hckl) – Walter Hollstein – Helmut Hubacher – Markus Melz – Manfred Messmer – Linus Reichlin – Hansjörg Schneider – Eugen Sorg – Regula Stämpfli – Roland Stark – Tamara Wernli

Spezialseiten: Bildung, Gesundheit heute: Denise Dollinger (dd)

Essen & Trinken: Roland Harisberger (rh)

Mobil: Benno Brunner (bb)

Reisen: Sarah Ganzmann (sag)

Beilagen/Projekte: Roland Harisberger (rh) – Benno Brunner (bb)

Produktion: Benno Brunner (bb), Stv. Chef vom Dienst – Claudia Blangetti (cbj) – Peter de Marchi (pdm) – Sarah Ganzmann (sag) – Christian Horisberger (ch) – Lukas Lampart (lam) – Eva Neugebauer (ene) – Stephan Reuter (sr) – Stefan Strittmatter (mat) – Markus Vogt (mv)

Gestaltung: Nino Angiuli (Art Director), Bettina Lea Toffel (stv. Leitung) – Jean-Claude Basler – Paul Graf – Monika Müller – Daniel Schaufelberger – Paul Schwörer

Bildredaktion: Melody Gyga, Leitung – Jeannette Bölle
Fotografen: Pino Covino – Lucian Hunziker – Kostas Maros – Dominik Plüss – Nicole Pont

Korrektur: Lesley Paganetti (Teamleitung) – Rosmarie Ujak (Teamleitung) – Katharina Dillier Muzzolini – Andreas Herzog – Markus Riedel – Dominique Thommen

Sachbearbeitung: Milena De Matteis – Marcel Münch – Anny Panizzi

Redaktion: Aeschenschplatz 7, Postfach 2250, 4002 Basel, Telefon 061 639 11 11, Fax 061 631 15 82, redaktion@baz.ch / vorname.name@baz.ch

Büro Liestal: Basler Zeitung, Rebgrasse 17, 4410 Liestal
Tel. 061 927 13 33, Fax 061 921 28 48Büro Laufenal/Schwarzbubenland: Basler Zeitung, Postfach, 4245 Kleinlützel
Tel. 061 639 11 11

Verlag: Aeschenschplatz 7, Postfach, 4002 Basel, Tel. 061 639 11 11, verlag@baz.ch

Leiterin Verlag: Sabine Galindo

Leiter Werbemarkt: Beat Leuenberger

Abonnements-, Zustell- und Reklamationsdienst: Montag bis Freitag von 6.30–18 Uhr, Samstag von 7.30–12 Uhr, Sonntag von 8–11 Uhr, Tel. 061 639 13 13, Fax 061 639 12 82, abo@baz.ch, www.baz.ch/abo

Abonnementspreise: Basler Zeitung (mit Sonntagszeitung, inkl. 2.5% MWST): 6 Monate Fr. 255.–, 12 Monate Fr. 485.– (Ausland auf Anfrage)

BaZ am Aeschenschplatz: Aeschenschplatz 7, Postfach 2250, 4002 Basel, Tel. 061 639 12 18, Fax 061 639 12 19, schalter@baz.ch

Schalter für Inserate und Tickets: Montag–Freitag von 8.00 Uhr–17.30 Uhr

Todesanzeigen: todesanzeigen@baz.ch, Fax 061 639 12 19, Sa/So: Fax 061 639 17 84

Inserate: Basler Zeitung Medien, Aeschenschplatz 7, Postfach, 4002 Basel
Tel. 061 639 10 50, Fax 061 639 10 20
inserate@baz.ch, www.bzm.ch

Reservierungen/Technische Koordination: Reto Kyburz

Geschützte Marken: Nordwestschweizer ZEITUNG
Basler Woche
BaslerfabAnnoncenpreis: Basler Zeitung, s/w oder farbig Fr. 4.25, (mm-Basispreis, zzgl. MwSt.)
Ein Mitglied des metropoolDruck: DZZ Druckzentrum Zürich AG
Bubenbergrasse 1, 8021 Zürich

Basler Zeitung Medien: Bekanntgabe namhafter Beteiligungen: Distriba AG, Neue Fricktaler Zeitung AG